

# Konstruktivismus und Sozialtheorie

DELFIN 1993

Herausgegeben von  
Gebhard Rusch und Siegfried J. Schmidt

Suhrkamp

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
-------------------	---

## GESCHICHTE

Michael Wehrspaun Kommunikation und (soziale) Wirklichkeit. Weber, Elias, Goffman . . . . .	11
---	----

## POSITIONEN

Stefan Jensen Im Kerngehäuse . . . . .	47
---	----

Peter Hejl Die Entwicklung der Organisation von Sozialsystemen und ihr Beitrag zum Systemverhalten . . . . .	109
--	-----

Manfred Hennen Motivation als Konstrukt einer Sozialtheorie . . . . .	133
--	-----

## KRITIK UND WEITERFÜHRUNGEN

Hartmut Esser Kommunikation und »Handlung« . . . . .	172
---	-----

Georg Lohmann »Beobachtung« und Konstruktion von Wirklichkeit. Be- merkungen zum Luhmannschen Konstruktivismus . . . . .	205
--	-----

Raimund Hasse, Georg Krücken, Peter Weingart Laborkonstruktivismus. Eine wissenschaftssoziologische Reflexion . . . . .	220
---	-----

Christiane Bender Selbstorganisation in Systemtheorie und Konstruktivismus . . . . .	263
--	-----

BEZIEHUNGEN ZU HERMENEUTIK  
UND TRANSZENDENTALPHILOSOPHIE

Alfons Bora Konstruktion und Rekonstruktion. Zum Verhältnis von Systemtheorie und objektiver Hermeneutik . . . . .	282
--	-----

Ronald Kurt Soziologie ohne Subjekt ist sinnlos . . . . .	331
--	-----

Hinweise zu den Autorinnen und Autoren . . . . .	358
--	-----

## Christiane Bender

# Selbstorganisation in Systemtheorie und Konstruktivismus

In der fachübergreifenden Proliferation des Begriffs Selbstorganisation, auch außerhalb von wissenschaftlichen Disziplinen, kommt nicht nur ein ernst zu nehmender interdisziplinärer Ansatz, sondern ebenfalls eine Mode zum Ausdruck. Darin mag man ein Zeichen für das Eigenleben des Begriffs sehen, der somit zu Recht als ein Fall seiner selbst beschrieben werden kann. Der Gebrauch des Begriffs Selbstorganisation chaotisiert allerdings seine eigene Bedeutung derart, daß nur sehr schwer eine zuverlässige Definition zu finden ist. Dabei lassen sich aus der Ideengeschichte respektable Vorläufermodelle angeben, wie das der natürlichen Entelechie (Aristoteles), der fensterlosen Monade (Leibniz), der *invisible hand* (Smith) oder gar des Begriffs des Begriffs (Hegel), um nur eine Auswahl zu nennen. Hinzu treten Vorstellungen von Synergien gebündelter Laserstrahlen (Haken), von seltsamen Attraktoren und Phasenräumen (Eckmann), von fraktaler Geometrie (Mandelbrot), von neuronalen Netzwerkkommunikationen (»künstliche Intelligenz«) und von Maschinen, die automatisch ihre Zustände regeln (von Neumann, Turing). Vergleicht man beispielsweise den basisdemokratischen Aufruf an die Belegschaft zur Selbstorganisation des Betriebs mit dem Rat des in Unternehmenskultur-Management geschulten Unternehmensberaters, die Selbstorganisation der Mitarbeiter gewinnbringend zu nutzen, so wird unschwer einsichtig, daß verschiedene Vorstellungen über Selbstorganisation unterlegt werden – beiden Imperativen liegt ein völlig anderes Konzept der Steuerung betrieblicher Prozesse zugrunde.

Daher erscheint es mir dringlich, einmal zu fragen, was denn überhaupt mit dem Begriff Selbstorganisation verbindlich gemeint sein kann: was für ein Agens wird unterstellt, das sich selbst steuert und organisiert? Meine zentrale Frage, die in meinen folgenden Überlegungen im Vordergrund steht, lautet daher: Womit befaßt sich eine soziologische Theorie der Selbstorganisation? An dieser Stelle soll mit gebotener Vorsicht unter dem Begriff Selbst-

organisation nur so viel verstanden werden: Der Gegenstand der Theorie wird als ein Agens gedacht, welches nach eigenen Regeln handelt und ein Wissen verwendet, aufgrund dessen es sich identifiziert und seine Aktivitäten als ihm zugehörig steuert. Wer oder was kann überhaupt Kandidat der Theorie einer solchen Identität, eines so bezeichneten Agens sein? Mit dieser Frage interferiert eine weitere Thematik, die durch den Begriff der Selbstorganisation zwar nicht neu gestellt, aber verschärft formuliert wird: Wie ist eine solche soziologische Theorie der Selbstorganisation über eine soziale Wirklichkeit möglich, die sich nach eigenen Regeln organisiert?

Ich frage also nach dem Kandidaten einer soziologischen Theorie der Selbstorganisation und verbinde diese Frage damit, wie ein theoretisches Wissen von diesem Kandidaten möglich ist. Dazu formuliere ich fünf Thesen. Die erste These wird die gestellte Problematik mit dem Hinweis auf die Tradition des soziologischen Diskurses über Selbstorganisation einordnen. In den folgenden drei Thesen diskutiere ich die der Mode verdächtigen konstruktivistischen Modelle der Selbstorganisation (den empirischen Konstruktivismus, den Radikalen Konstruktivismus, die Systemtheorie). Die Problematik verkompliziert sich dabei allerdings dadurch, daß diese konstruktivistischen und systemtheoretischen Ansätze davon ausgehen, daß Wissen bzw. Wissenschaft als ein ausgezeichneter Kandidat einer solchen Theorie der Selbstorganisation zu fassen ist. In meiner fünften These möchte ich einen Ausblick auf meine eigenen wissenssoziologischen Überlegungen geben, im Sinne Meads, das Thema Selbstorganisation aus der Perspektive der Analyse des sozio-kulturellen Wissens zu behandeln. Da die Literatur, die durch meine Ausführungen berührt wird, äußerst umfangreich ist, werde ich lediglich exemplarisch auf Veröffentlichungen eingehen.<sup>1</sup>

1 Der interessierte Leser sei vor allem auf das »Jahrbuch für Komplexität in den Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften« mit dem Titel *Selbstorganisation* aufmerksam gemacht. Eine ausführlichere Literaturdiskussion enthält meine Arbeit *Die Autopoiesis der Wissenschaft. Zur Kritik systemtheoretischer und konstruktivistischer Ansätze in der Wissenschaftsforschung* (im Erscheinen).

## 1. Das Thema Selbstorganisation in der Geschichte der Soziologie

Die These, die ich meinem ersten Kapitel voranstelle, lautet: Das Thema Selbstorganisation ist für die Soziologie virulent, insofern die Soziologie ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit damit begründet, emergente, irreduzible Prinzipien oder Mechanismen nachzuweisen. Emergenz bringt zum Ausdruck, was neuerdings Selbstorganisation heißt.<sup>2</sup>

»Die Gesellschaft aus sich heraus zu erklären«, so bezeichnet Émile Durkheim (1858-1917) die eigentliche basale Aufgabe der Soziologie: Durkheim nimmt damit die wesentliche Intention späterer expliziter Theorien der Selbstorganisation der Gesellschaft vorweg<sup>3</sup>: ein Prinzip zu formulieren, aufgrund dessen sich die Ordnung und Entwicklung eines Untersuchungsbereichs erklären und beschreiben läßt. In seiner Schrift *Die Regeln der soziologischen Methode* und in seinen empirischen Untersuchungen veranschaulicht Durkheim, was diese Forderung für die Erklärung der sozialen Tatbestände (*faits sociaux*) bedeutet: Die Erklärungsmodelle der Naturwissenschaften und der Metaphysik reichen nicht hin, um die beschreibbaren *faits sociaux* ätiologisch zu erfassen. Eine nicht-reduktionistische Erklärung muß sie innerhalb der Strukturen beschreiben, aus denen sie emergieren. Das können wiederum nur soziale Tatbestände sein, die selbst nicht auf außersoziale Verhältnisse zurückzuführen sind, sondern die als Prozeß in sich rekurrenter Kausalität einen genuin gesellschaftlichen Ursachen- und Wirkungszusammenhang entfalten. Durkheim spricht in seiner Untersuchung über die elementaren Formen des religiösen Lebens und in der Studie über das Selbstmordverhalten von einer sozialen Wirklichkeit »sui generis«. Am

2 Den Begriff der Emergenz verwende ich im Sinne A. N. Whiteheads und G. H. Meads als Bezeichnung eines Neuen, welches ein eigenes Erklärungsprinzip erfordert. Siehe dazu G. H. Mead, *The Philosophy of the Present*, Chicago 1932. Außerdem: W. Krohn/G. Küppers (Hg.), *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*, Frankfurt am Main 1992.

3 Eine Interpretation Durkheims auf der Grundlage eines konstruktivistisch-systemtheoretischen Vokabulars hat P. M. Hejl skizziert. Siehe P. M. Hejl, »Durkheim und das Thema der Selbstorganisation«, *LU-MIS-Schriften*, 18, Siegen 1988.

Beispiel Selbstmord: »Wenn man nämlich, anstatt in ihm nur einen isolierten Einzelvorgang zu sehen, der jeweils eine Einzeluntersuchung verlangte, die Gesamtheit der Selbstmorde betrachtet, die in einer gegebenen Gesellschaft und einem gegebenen Zeitabschnitt begangen wurden, stellt man fest, daß das so gewonnene Gesamtergebnis nicht einfach die Summe voneinander unabhängiger Einzelfälle darstellt, eben eine Ansammlung, sondern daß dieses Ergebnis eine neue Tatsache sui generis schafft, die Einheitlichkeit und Besonderheit besitzt, also ihre eigene Natur hat, die überdies von eminent sozialer Bedeutung ist.«<sup>4</sup>

In der Theorie und im Nachweis solcher Emergenzbeziehungen, die sich selbst hervorbringen und erhalten, bestand und besteht die Legitimation und die Programmatik der Soziologie als Grundlagenwissenschaft. Durkheim identifizierte diese emergenten Strukturen, welche die gesellschaftliche Arbeitsteilung und Differenzierung hervorbringen, in den besonderen Ausdrucksformen des Kollektivbewußtseins (*conscience collective*). Der soziologische Diskurs, den die Disziplin in der Nachfolge von Durkheim führt, läßt sich als Erörterung der Fragestellung interpretieren, welches die geeigneten Kandidaten einer solchen Theorie der gesellschaftlichen Selbstorganisation seien, die die Emergenz des Sozialen repräsentieren. Von daher unterscheiden sich die normativen und interpretativen Theorien (Wilson) in der Soziologie dadurch, daß sie unterschiedliche Kandidaten als Theoriereferenz für die Erklärung der gesellschaftlichen Selbstorganisation in Anschlag bringen.

Die normative Soziologie (diesem Ansatz werden unter anderem Marx, Parsons, Merton zugeordnet) bestimmt die emergenten Strukturen der sozialen Welt in akteurtranszendenten Regelmechanismen wie Medien, Normen, Kapital, welche soziale Handlungszusammenhänge systemisch organisieren und kreislaufförmig reproduzieren. Es handelt sich dabei um funktionalistische Theorien, da sie davon ausgehen, daß die Funktionsweise der Regelmechanismen die Selbsterhaltung des Systems garantiert. Transformierungsprozesse werden demzufolge auf externe Störungen des Systems zurückgeführt, die identifizierten Zweck- und Funktionsbezüge werden festgeschrieben.

Besonders aufschlußreich für ein solches Modell der gesellschaft-

4 Émile Durkheim, *Der Selbstmord*, Frankfurt am Main 1983, S. 30.

lichen Selbstorganisation ist die Kapitaltheorie von Marx: Kapital, die Umwandlung von Arbeit und Wert in Mehrwert, determiniert den Arbeits- (die Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur) und Wertbildungsprozeß (die Herstellung von Gütern, die einen Gebrauchs- und Tauschwert besitzen) zum Verwertungsprozeß, in dem alle Faktoren als eingesetzte Kapitalien berechnet und neu erzeugt werden. Nach der Logik dieses Kapitalmechanismus erfolgt – so die Theorie – die Vergesellschaftung, wenn auch ambivalent und krisenanfällig, als geschlossener in sich funktionsbestimmter Reproduktionskreislauf. Die Akteure, ihre Intentionen und ihre Deutungen, spielen in diesem Modell für die Funktionsweise des Kapitals als diachroner und synchroner Emergenzmechanismus keine Rolle. Einschlägig dafür sind die Titel »Charaktermasken« oder »Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse«, welche den Individuen bei Marx verliehen werden.

Im Unterschied zur normativen Soziologie thematisiert die interpretative Soziologie (diesem Ansatz werden unter anderem Weber, Schütz, Garfinkel zugeordnet) Selbstorganisation als subjekt- und akteurtypische Emergenz. Während Theoretiker des normativen Paradigmas die gesellschaftliche Selbstorganisation im Funktionsmodus abstraktiv-generalisierender Regelmechanismen begründen, für dessen Existenz das beobachtbare individuelle Verhalten kontingent ist, wählen die Theoretiker des interpretativen Paradigmas subjektive akteurbezogene Sinnzuschreibungen als Theoriereferenz, auf deren Basis gesellschaftliche Selbstorganisation möglich sein soll. Subjektiver Sinn, Intentionalität, Handlungsstrategien bezeichnen somit Kandidaten für das von den Vertretern des interpretativen Paradigmas genannte Emergenzprinzip der Selbstorganisation, an das anzuknüpfen die Bedingung sozialer Anschlußhandlungen darstellt. Der methodologische Weg, subjektiven Sinn und Intentionalität im beschreib- und beobachtbaren Verhalten der Akteure nachzuweisen, verläuft vornehmlich über Bewußtseinsanalysen (von Individuen, aber auch von ethnisch und alltagsweltlich abgrenzbaren Gruppen).

Eine klassische Definition des Handlungsbegriffes stellt zweifellos folgendes Zitat Webers aus *Wirtschaft und Gesellschaft* dar: »Soziales« Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf



orientiert ist.«<sup>4a</sup> Diese Definition schreibt die Emergenz des Sozialen in den gemeinten Sinn ein. Damit wird aber die Handlungsstruktur individualisiert und das Soziale instrumentalisiert, und das heißt: das Soziale weist somit keine eigendynamische Potentialität auf. Soziologien, die dieser Definition Webers gefolgt sind, gründen auf einem methodologischen Individualismus.

Dieser Ansatz sozialer Selbstorganisation bezieht sich unmittelbar auf die individuellen Akteure: Den Akteuren wird – abstrahierend von den Unterschieden der Definitionsmacht, die sie faktisch haben – zugetraut, sie könnten die gesamte Welt, in der sie leben, nicht nur entwerfen, sondern auch generieren. Annahmen über Emergenz können sich lediglich auf die Dauer des Lebens bestimmter Individuen oder Gruppen richten. Dieser überzogene Ansatz wird teilweise gemildert durch den Nachweis gemeinsamer Deutungen, über welche die Akteure verfügen, wenn sie sozial anschlussfähig handeln bzw. wenn sie verstanden werden (Weltbilder, Sozialitätsidealisation, basale Alltagsregeln).

Es ist die Frage, ob die konstruktivistischen Ansätze einer Theorie der Selbstorganisation, die von der These ausgehen, daß die soziale Wirklichkeit wissenskonstruiert ist, nicht den genannten Einwänden unterliegen und daher geeignetere Kandidaten einer Theorie der Selbstorganisation vorstellen, die zugleich selbstbezüglich den Prozeß der Theoriebildung reflektieren.

## 2. Der empirische Sozialkonstruktivismus

Meine zweite These bezieht sich vor allem auf konstruktivistische Ansätze, die in der neueren amerikanischen Wissenschaftsforschung empirische Analysen über die soziale Konstruktion des wissenschaftlichen Wissens vorgelegt haben. Meine These lautet: Der empirische Sozialkonstruktivismus<sup>5</sup> enthält einen Vorschlag zu einer Theorie der Selbstorganisation der Wissenschaft: Als Kandidaten und Emergenzmechanismen werden die sozialen Strategien und subjektiven Sinnzuweisungen der Wissensproduk-

<sup>4a</sup> Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1972, § 1, S. 1.

<sup>5</sup> Zur Darstellung dieses konstruktivistischen Programms siehe: K. Knorr-Cetina, »Spielarten des Konstruktivismus«, in: *Soziale Welt* 40 (1989), S. 86-96.

tion in Anschlag gebracht, jenseits jeder strukturellen oder normativen Theorie der Wissenschaft.

Gegenüber dem geltungstheoretischen Ansinnen einer normativen Logik der Forschung amalgamierten ein scheinbar liberal unterfütterter Wunsch nach Pluralität der Forschungsprogramme und eine empiristische Wirklichkeitsauslegung in dem Postulat Feyrabends: anything goes. »Anything goes« prononciert ebenso das Forschungsprogramm der sogenannten *laboratory studies*<sup>6</sup>: Die Produktion von wissenschaftlichen Erkenntnissen und das soziale interaktive Handeln von Wissenschaftlern in ihren Laboratorien sei als ein einheitlicher Prozeß aufzufassen. Folglich bleiben die Konstruktivisten Knorr-Cetina, Collins, Lynch, Mulkey und andere in ihren empirischen Analysen den individuellen Wissenschaftlern dicht auf den Fersen, nennen dies teilnehmende Beobachtung und beschreiben und beobachten den sozialen Prozeß der Wissensgenese als vom intentionalen Streben karrierebesorgter Wissenschaftler evoziert. Das Labor, die Alpha-Blättchen, die Basen und Säuren, die Mäuse, die Computer, die Mikroskope, die Kaffeeautomaten, die Schreibtische und, last but not least, die *papers* werden zugleich als Elemente eines kontingent-kontextuellen und bedeutungsträchtigen Szenarios transepistemischer Arenen (Knorr-Cetina) gedeutet, innerhalb deren die Wissenschaftler – sich selbst organisierend und weder von Strukturzusammenhängen noch von Rationalitätsstandards determiniert – Wissenschaft produzieren. In *shop talks*, zwischen Tür und Angel, an der Kaffeemaschine wird ausgehandelt – so die Analysen –, was später auf Kongressen und Tagungen geschickt inszeniert, ex post rationalisiert, scheinbar kontextenthaben mit dem Etikett des wissenschaftlichen Wissens versehen wird.<sup>7</sup>

6 Ich nenne einige Veröffentlichungen, die dafür beispielhaft sind: K. Knorr-Cetina, *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*, Frankfurt am Main 1984; B. Latour/St. Woolgar, *Laboratory Life. The Social Construction of Facts*, Beverley Hills 1979; B. Latour, *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers Through Society*, Cambridge 1987; M. Lynch, *Art and Artifact in Laboratory Science. A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory*, London 1985.

7 K. Knorr-Cetina, »Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der ›Verdichtung‹ von Gesellschaft«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 17/2 (1988), S. 85-101.

Ich greife einige kritikwürdige Annahmen heraus, mit deren Hilfe die Autoren die Selbstorganisation der Wissenschaft beschreiben. Diese Annahmen führen meines Erachtens dazu, daß das Programm einer konstruktivistischen Wissenschaftstheorie kollabiert:

(a) Die Autoren gehen davon aus, daß wissenschaftliches sozial-konstruiertes Wissen der subjektiven, intentionalen Bedeutungszuweisung der Akteure unterliegt. Demnach wird Wissen bzw. Wissenschaft lediglich mikrologisch als subjektiv sinnhaft bezüglich der Intentionalität der Akteure interpretiert. Daraus folgt, daß Wissen seinen Status verliert, Kandidat einer Theorie der Selbstorganisation zu sein: Es wird nicht als anleitend und organisierend begriffen, sondern als Funktion vorgängig existierender und unabhängig agierender Akteure. Wenn die Laborinsassen auf andere denn auf wissenschaftliche Weise Strategien entwerfen, ihre Karriere zu fördern, verliert das Wissen als solches seine gesellschaftliche Bedeutung, Handlungsanschlüsse zu verknüpfen. Es läßt sich beliebig, in Abhängigkeit von den Strategien und Intentionen der Akteure, neu interpretieren und konstruieren. Dieser latente Voluntarismus kommt allerdings einer Verharmlosung der Bedeutung der Wissenschaft in der abendländischen Kultur nahe, deren Wertgrundlage durch einen Rationalitätsbegriff sedimentiert wird, der vorrangig durch die Wissenschaft expliziert wird, wobei es den Akteuren weder alltäglich noch wissenschaftlich freigestellt ist, die Welt nach den durch Wissenschaft etablierten und objektiv manifestierten Regeln zu deuten oder nicht.

(b) Mit »Indexikalisierung«, »Unbestimmtheit«, »Vagheit« der Begriffe, »Kontextualität« bezeichnen die Autoren die konstitutiven Dimensionen der Konstruktion wissenschaftlicher Bedeutungen, welche die Akteure innerhalb ihrer transepistemischen Handlungsarenen generieren. Die Beschreibung des reflexiven Aufbaus der Alltagswelt (der Wissenschaftler), so von den Ethnomethodologen vorgeführt, zeigt, daß diese nicht zu beschreiben ist. Begriffe wie Abschattung, Bedeutungshorizont, Verschmelzung oder Kontext weisen darauf hin, daß die subjekthafte Genese des Wissens der Akteure gerade dort verborgen ist, wo sie von einer Theorie, die angeblich nur beschreibt und nicht versteht, nicht zu entbergen ist.

(c) Rationalität, so läßt sich die Überzeugung der Sozialkonstruktivisten zusammenfassen, sei nichts weiter als eine Rationalisie-

rung ex post – eine strategische Inszenierung, kaschiertes *muddling-through* der Akteure. Wiederum wird den Akteuren die Konstruktion ihrer Welt zugetraut: Traditionen zu stiften, interkulturelle Kommunikationen zu garantieren, kalkulatorisch nicht-intentionale Kommunikationsfolgen auszuschalten. Methodologien werden erfunden, um Wissenschaftlichkeit zu dokumentieren. Damit wird jedoch die emergente (selbstorganisatorische) Bedeutung des Etiketts (Rationalität) gegenüber der Ware (soziale Konstruktion von Aussagen) unterinterpretiert: Zwar mag es empirisch zutreffen, daß wissenschaftliche Produkte ex post methodologisch rationalisiert werden; das heißt aber nicht, daß die Regeln der Rationalisierung in eben jenem Akt miterfunden werden. Der Sinn dieser Regeln besteht gerade darin, daß sie gegenüber einem konkreten Produkt emergent sind, Maßstäbe setzen, die die Waren normieren und die auch gelten, wenn die Ware nicht hält, was sie verspricht. Für die Geltung solcher Etikettierungen wie logisch-argumentative und diskursiv einlösbare Ansprüche an Methodizität, die gemeinhin wissenschaftliche Werke auszeichnen, ist es völlig unerheblich, in welcher Weise sie mit dem Text »zusammengebracht« werden: Entspricht der Text dem Anspruch nicht, um so schlimmer für den Text!

Abschließend: Dem ethnomethodologischen Sozialkonstruktivismus gelingt es nicht, Wissen als Kandidaten einer Theorie der Selbstorganisation zu behaupten, da Wissen aufgelöst wird in die kontextbezogenen Strategien der Akteure. Damit werden aber zugleich die Regeln fraglich, die den Anspruch an Erkenntnis begründen, die die Autoren für ihre Untersuchungen selbst erheben. Die Konsequenzen sind »self-defeating«, die Soziologie der Wissenschaft kann sich nicht selbst begründen: Wenn die theoretische Aussage zutrifft, dann kann es keinen wahrheitsfähigen Text geben, und wenn der Text wahrheitsfähig sein soll, kann die theoretische Aussage nicht zutreffen. Der Kreter sagt: Alle Kreter lügen. Wenn er die Wahrheit sagt, lügt er, und wenn er lügt, sagt er die Wahrheit.

### 3. Der Radikale Konstruktivismus

Einen weiteren Vorschlag zur Theorie der Selbstorganisation machen die Vertreter des Radikalen Konstruktivismus. Ich fasse deren Anliegen thesenhaft zusammen: Der Radikale Konstruktivismus stellt Kognition als einen geeigneten Kandidaten der Theorie der Selbstorganisation (Autopoiesis) dar und beansprucht, darüber zu einem revidierten Theoriebegriff zu gelangen. Der primäre Kandidat der Theorie der Selbstorganisation wird in der Funktionsweise des Gehirns gesehen.

Maturana, Varela, von Glasersfeld und von Foerster figurieren als Väter eines Modells der Selbstorganisation bzw. der Autopoiesis, dessen empirische Basis die Funktionsweise des Nervensystems ist und aufgrund dessen weitreichende ontologische, erkenntnistheoretische und soziologische Schlußfolgerungen gezogen werden.<sup>8</sup> Mit dem zentralen Begriff der Kognition wird beansprucht, die einheitlichen und formal-invarianten Strukturen von Leben und Erkennen zu identifizieren: Lebende Systeme – so die Autoren – sind autopoietische Systeme. Diese werden dadurch definiert, daß sie alles, was sie für ihre Einheit verwenden, selbst produzieren.

Die Funktionsweise des Nervensystems sei die Funktionsweise eines autopoietischen Systems par excellence, da es vollkommen geschlossen, nur in seiner eigenen Sprache operiere. Von Input-Output-Beziehungen (Sprache, Wahrnehmung, Lernen, Gedächtnis etc.) zu sprechen sei Ausdruck der Perspektive des Beobachters, habe aber nichts mit der realen Funktionsweise des Nervensystems zu tun. Ohne allzu tief in die Neurophysiologie einzusteigen, möchte ich eine leicht verständliche Zusammenfassung der Annahme selbstreferentieller Funktionen zitieren:

»[...] das, was eigentlich im Gehirn sein sollte, nämlich Bilder und Klänge, das heißt Wahrnehmungsempfindungen, scheint es nur außerhalb des Gehirns zu geben, während man im Gehirn das antrifft, was dort nicht sein sollte: physikalisch-chemische Prozesse, die nichts Wahrnehmungsmäßiges an sich haben. Ein noch so genaues Studium der Entladungsmuster

8 S. J. Schmidt, »Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs«, in: ders. (Hg.), *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, Frankfurt am Main 1987, S. 11-88. Interdisziplinäre Züge zeigt auf: G. Rusch, *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt*, Frankfurt am Main 1987.

von Nervenzellen und Nervennetzen macht diese nicht zu Bildern oder Klängen. [...] Das Gehirn besteht aus Nervenzellen und Gliazellen. Alle Nervenzellen des Gehirns stehen untereinander direkt oder indirekt in Verbindung. [...] Sie kommunizieren miteinander entweder elektronisch oder über chemische Botenstoffe (Transmitter oder Neuropeptide). [...] Das Gehirn versteht nur diese eigenen Signale oder solche, die ihnen physiko-chemikalisch hinreichend ähnlich sind. Es ist unempfindlich für die direkten Einwirkungen von Lichtquanten und Schalldruckwellen, für Geruchsmoleküle und physikalischen Druck. Es sieht, hört, riecht und fühlt nichts von der Welt.«<sup>9</sup>

Meine Kritik setzt zunächst an der Struktur der Argumentation des Radikalen Konstruktivismus an, welche die Theorie der Selbstorganisation, die Kognition (bzw. Leben und Erkennen) als Kandidaten vorstellt und aus empirischen Daten über die Funktionsweise des Nervensystems weitreichende Hypothesen ableitet.

(a) Zunächst einmal läßt sich die Annahme, das Nervensystem sei als ein geschlossenes System anzusehen, keinesfalls aus empirischen Wahrnehmungsexperimenten ableiten, in denen gezeigt wird, daß Objekt und Objektwahrnehmung auseinanderfallen (bei Wahrnehmungstäuschungen, Farbimpressionen, Drogenkonsum, Leben mit einer Prismabrille).<sup>10</sup> Diese Experimente tragen lediglich dazu bei, eine behavioristische oder elementaristische Wahrnehmungstheorie in Zweifel zu ziehen. Keinesfalls läßt sich daraus zwingend die These ableiten, lebende Wesen operierten umweltfrei und geschlossen. Maturana unternimmt den Versuch einer Theorie des Nervensystems, die beansprucht, Aussagen über dessen Funktionsweise zu machen, bevor dieses beobachtet und perturbiert wird. Aussagen, die in technisch-naturwissenschaftlichen Begriffen wie »strukturelle Koppelung«, »Autopoiesis«, »Perturbation« formuliert werden, erfassen – so Maturana – das System an sich, frei von der Subjektivität des Beobachters, während Begriffe von Wahrnehmung, Orientierung, Lernen, Ge-

<sup>9</sup> G. Roth, »Die Selbstreferentialität des Gehirns und die Prinzipien der Gestaltwahrnehmung«, in: *Gestalt-Theory* 7 (1985), S. 228-244, hier S. 234.

<sup>10</sup> H. R. Maturana und F. J. Varela, *Der Baum der Erkenntnis*, München/Bern/Wien 1987. Siehe auch die kritischen Bemerkungen von V. Riegas, »Das Nervensystem – offenes oder geschlossenes System?«, in: V. Riegas/Ch. Vetter (Hg.), *Zur Biologie der Kognition*, Frankfurt am Main 1990.

dächtnis, Input-Output, Information die Beobachterperspektive widerspiegeln. Gegen diesen Objektivismus, mit dessen Hilfe Maturana paradoxerweise seine Beobachtungs- und Selbstorganisationsthese begründen will, lassen sich jedoch (unter anderem) ein schwaches und ein starkes Argument vorbringen:

Das schwache Argument bezieht sich darauf, daß die zu meiner zweiten These zitierten Konstruktivisten in Theorie und Empirie darauf hingewiesen haben, daß die Genese von wissenschaftlichem Wissen abhängt von kontingent-kontextuellen Bedingungen, die nicht nur die Begriffsbildung, sondern die Konstruktion der Natur prägen, die zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen wird. In bezug auf die Untersuchung des Nervensystems bedeutet das beispielsweise, daß die Ströme des Nervensystems, die ein Oszillograph aufzeichnet und mißt, bereits ein hochgradig artifizielles Kunstprodukt darstellen, welches durch das in Forschungsinstrumenten und -anlagen verobjektivierte theoretische Wissen transformiert und interpretiert wurde. Nervenströme zu messen bedeutet, sie zu stimulieren. Das meines Erachtens starke Argument bezieht sich darauf, daß das Nervensystem als solches überhaupt nicht zum Gegenstand einer Untersuchung werden kann, ohne daß ein Wissen vorgegeben wird, aufgrund dessen es als bedeutsamer Teil der organischen Konstitution eines Menschen bzw. eines Ich verstanden und untersucht wird. Dieses Wissen läßt sich jedoch nicht deskriptiv als Beobachtung von regelmäßigen Abläufen fassen, sondern es enthält jene evaluativen Gehalte, die unser Menschenbild ausmachen. Somit erweisen sich begriffliche Differenzierungen, die wir zwischen Bewußtsein und Gehirn, zwischen Geist und Körper ziehen, als Unterscheidungen innerhalb einer sozio-kulturellen Welt. (Hört man auf die Sprache, die Biologen verwenden, um beispielsweise mikrobiologische Vorgänge zu bestimmen, so wird mein Argument bestätigt: Die DNA wird als Code mit Informationen, Gensubstanzen werden als Buchstaben und Schrift, ja als Bibliotheken, in denen Zellen lesen, bezeichnet.)

Organismen, Zellen etc. kommen daher ebenfalls nicht als Kandidaten einer Theorie der Selbstorganisation in Frage, da ihr Objektcharakter nur innerhalb des Wissens und der Vorstellung über die Identität des Menschen als Leib-Seele-Wesen besteht – eine Vorstellung, die sozio-kulturellen und nicht biologischen Ursprungs ist.

(b) Meine weitere Kritik bezieht sich auf die wissenschaftstheoretische Bedeutung des Begriffs der Kognition. Maturana will eine Theorie der Selbstorganisation als der formalinvarianten Strukturen des Lebens und der Erkenntnis formulieren.<sup>11</sup> Solche Strukturen können aber niemals Gegenstand einer empirischen Theorie sein: Begriffe wie Leben und Erkenntnis geben erfahrungstranszendente gedanklich-logische Inhalte der Erkenntnis an. Demzufolge enthalten sie keine empirischen Daten, sondern sie liefern die Regeln, aufgrund derer die Empirie begreifbar wird. Begriffe, mit deren Hilfe etwas erkannt wird, lassen sich nicht aus den Daten ableiten, die nur mit Hilfe dieser Begriffe erhoben werden können. Diese Kritik trifft auch die Evolutionäre Erkenntnistheorie, die in vieler Hinsicht dem Radikalen Konstruktivismus nahesteht. Eine empirische Theorie der Erkenntnis kann zwar beschreiben, wie etwas funktioniert bzw. was unter bestimmten Bedingungen unter Erkenntnis verstanden wird, aber sie kann niemals prüfen, ob es sich dabei um Erkenntnis handelt. Ein solches Prüfverfahren müßte die Theorie als Fall ihrer selbst beschreiben mit der Konsequenz, daß ein wahrheitsträchtiger Erkenntnisanspruch aufgegeben werden muß bzw. unendliche Begründungsschleifen aufwirft. Kant hat (in der Kritik an Hume) gezeigt, daß erkenntnistheoretische Aussagen einen geltungstheoretischen Status haben (das heißt, sie betreffen die logisch fundamentalen Anforderungen, die wir stellen müssen, wenn wir von Erkenntnis sprechen). Mit anderen Worten: Eine konstruktivistische Theorie der Erkenntnis als Modus der Selbstorganisation läßt sich nicht durch Argumente begründen, die einen realistischen Erkenntnisbegriff voraussetzen.

11 Köck formuliert – nachdem er erläutert hat, daß Maturana Leben und Erkennen (vergleichbar dem Konzept des Historischen Materialismus) gleichsetzt – den Anspruch Maturanas: »Die Theorie der Autopoiese gibt die abstrakt-formalen Bedingungen der Möglichkeit für die Menge aller den jeweils realisierten konkreten Strukturen (Lebewesen) überhaupt möglichen Lebens- bzw. Verhaltensweisen an!« W. R. Köck, »Autopoiese, Kognition und Kommunikation«, in: Riegas/Vetter (Hg.), *Zur Biologie der Kognition*, a.a.O., S. 159-188, hier S. 169.



#### 4. Die Systemtheorie

Luhmann setzt in mehrfacher Hinsicht an den Positionen des Radikalen Konstruktivismus an und bezieht sich auf Maturana, während dieser sich von ihm distanziert. Meine These zu Luhmann lautet: Luhmann gibt Wissen und Beobachtung als Kandidaten einer Theorie der Selbstorganisation an, ohne die Prämissen einer funktionalistischen Systemtheorie zu überwinden.

Nach Luhmann ist Funktionsdifferenzierung das Merkmal der modernen Gesellschaft, die mit dem Verlust einer einheitlichen bereichsübergreifenden Ideologie die Selbstorganisation an die Autopoiese der Systeme freigibt.<sup>12</sup> Luhmann schließt seinen Begriff der Autopoiesis weitgehend an die Definition von Maturana an. Der Begriff der Autopoiese meint auch bei Luhmann einen Operations- und Funktionsmodus, der alles, was er zu seiner Einheit verwendet, selbst produziert. Die Einheit des Systems, seine Referenz, legt eine doppelte Unterscheidung zu einer inneren Umwelt und zu einer äußeren Umwelt fest.<sup>13</sup> Soziale Systeme erhalten sich über Kommunikation als eine selbstläufige Reproduktionsstruktur von Anschlußhandlungen, für die Bewußtsein marginal, das heißt Umwelt ist. Meine Kritik an der funktionalistischen Konzeption der gesellschaftlichen Selbstorganisation setzt an diesem Zuschnitt des Analyserahmens für die moderne Gesellschaft an:

Die systemtheoretische Annahme, daß emergente Prozesse lediglich funktional auf das implizite Telos der Systemerhaltung hin beschrieben werden können, zieht für die Analyse der modernen Gesellschaft eine enge Grenze. Alle Teilbereiche werden »verklavt« (Haken) konzipiert. Hier zeigt sich, daß das Interesse

12 »Kein Funktionssystem kann auf Kosten anderer beanspruchen, mehr als andere die Gesellschaft in der Gesellschaft zu repräsentieren [...], eine theoretische Integration jener systemspezifischen Selbstbeschreibungen [ist] ausgeschlossen [...], da jede Gesellschaft nur aus dem Gesichtswinkel ihrer eigenen Funktion beschreibt.« N. Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1990, S. 479.

13 Die Umwelt stellt für das System eine Zumutung an Kontingenz dar, die das System abbauen muß. Der Abbau von Kontingenz führt aber zur Zunahme an Komplexität und erneut zur Bedrohung – diese Gedankenfiguren des frühen Luhmann sind allerdings etwas in den Hintergrund getreten.

darán, Gesellschaft als einen geschlossenen Kreislaufprozeß zu rekonstruieren, zu Lasten eigenwertiger gesellschaftlicher Prozesse geht. Das »Projekt der Moderne« muß somit als funktional abgeschlossen betrachtet werden. Diesen Einwand möchte ich mit einigen Beispielen belegen:

(a) Wird Religion nur als funktionaler Teil eines geschlossenen gesellschaftlichen Reproduktionskreislaufs analysiert, der Legitimationsaufgaben wahrnimmt, so kann nicht begriffen werden, daß Religion Weltansichten und Lebensformen stiftet, die ein soziales Transformationspotential aufbieten. Ein Beispiel gibt Webers *Protestantische Ethik*, in der gezeigt wird, wie eine Idee, die soziale Trägerschichten gewinnt, die Lebenspraxis verändert, soziale Strukturen bildet und neue Funktionsbeziehungen etabliert.

(b) Es können solche gesellschaftlichen Prozesse nicht erfaßt werden, die sich einer eindeutigen funktionalen Zuordnung zu einer gegebenen Systemreferenz entziehen. Damit meine ich soziale Aushandlungsprozesse, in welchen die normative Frage der Ziele der Steuerung und der Leitorientierung der gesellschaftlichen Selbstorganisation thematisch werden. Die moderne Gesellschaft, die die selbstverständliche Geltung von Traditionen aufhebt und damit alle globalen Verankerungen in Metaphysik, Religion und Ideologie löst, erfordert strukturell einen Regelungsbedarf, der auch die Bereiche, die sich selbst regulieren, als Teil eines gesellschaftlichen Konstruktionsprozesses erfaßt.

(c) Implizit liegt dem Modell der Selbstorganisation ein empirisches Modell der modernen Gesellschaft, die Industriegesellschaft, zugrunde, in dem Rationalität und Fortschritt als über Naturbeherrschung gewonnene Steigerung von Komplexität definiert werden. In der Systemtheorie werden diese Prämissen zur Voraussetzung der Gesellschaftsbildung in der Moderne schlechthin verallgemeinert. Daher können Handlungszusammenhänge nicht erfaßt werden, in denen tradierte System-Umwelt-Relationen und Funktionsparameter durch die Bildung neuer Leitorientierungen transformiert werden.

So wird beispielsweise die politische »Wende« in Deutschland aus systemtheoretischer Sicht analysiert als Substitution eines Organisationsmodells durch ein anderes, welches funktional eine höhere Differenzierung aufweist. Für eine solche Interpretation lassen sich vordergründig Evidenzen ausmachen. Dabei wird aber übersehen, daß die mit unkontrollierter Macht stabilisierte Selbst-

definition des Systems der ehemaligen DDR, nämlich nur ideologisch normierte Handlungen als systemkonform zuzulassen, alle abweichenden Handlungen dagegen zur Umwelt ohne Rechtsansprüche zu erklären, dadurch umgekehrt und aufgehoben wurde, daß die Orientierung an Grundrechten und Demokratie systemübergreifend institutionalisiert wurde. Ein weiteres Beispiel dafür, daß die moderne Gesellschaft entgegen der Behauptung, sie sei funktional abgeschlossen, ein sozio-kulturelles Transformationspotential aufweist, zeigen die ökologischen Ansätze, Natur nicht als beliebig verfügbare Umweltressource der Systeme zu interpretieren, sondern sozio-kulturell ein qualitatives systemübergreifendes Naturverständnis zu generieren und zu institutionalisieren, welches dann die Bildung eines neuen Funktionskreises strategischer Handlungen ermöglicht.

In den neueren Veröffentlichungen Luhmanns hat der Systembegriff, der zwar empirisch erklärungsrelevant sein soll, aber holistisch formuliert ist, jeden abgrenzbaren Bezug (Institutionen, Gruppen, Dyaden) verloren. Alles ist System, es muß nur als solches definiert werden.<sup>14</sup> Infolgedessen spielt die Beobachter-Figur eine immer größere Rolle. Systeme reproduzieren sich (kommunikativ) durch Selbstbeschreibung und -beobachtung. Im Rahmen des funktionalistischen Systembegriffs heißt das: Die Bewältigung von Kontingenz wird dadurch erfolgreicher, daß System-Operationen wissensgesteuert erfolgen. Wissen wird von Luhmann einerseits zum Emergenzprinzip autopoietischer Systeme erklärt und bildet den Gegenstand einer semantischen Analyse eigensinniger kommunikativer Wirklichkeitskonstruktion, wie sie Luhmann in *Liebe als Passion*<sup>15</sup> durchführt. Andererseits aber wird Wissen funktional der Aufrechterhaltung von Systemkommunikation untergeordnet. Dazu möchte ich einige kritische Anmerkungen vortragen:

(a) Luhmann deklariert Beobachtungswissen als ein Emergenzphänomen, depotenziert aber dessen autopoietische Kraft in Hinblick auf die Funktionalität funktional ausdifferenzierter Systeme, an deren Rationalität er ungebrochen glaubt. Die Reduktion von

14 N. Luhmann, H. Maturana, M. Namiki, V. Redder, F. Varela, *Beobachter. Konvergenz der Erkenntnistheorien?*, München 1990; N. Luhmann, *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992.

15 N. Luhmann, *Liebe als Passion, Zur Codierung von Intimität*, 4. Auflage, Frankfurt am Main 1984.

Wissen auf Steuerungswissen gemäß einer vorgängigen Systemreferenz wird jedoch den Eigenarten des Wissens, die Luhmann selbst diskutiert, nicht gerecht: Wir können von Gehlen lernen, daß primär funktionsorientierte Systeme aus Stabilitätsgründen an Entdifferenzierung interessiert sind und daher die Etablierung von Diskurs, Kommunikation und Beobachtung als Verursachung von Systemschwächung, Komplexitätszuwachs und Irritation ablehnen. Systeme, die Beobachtung öffentlich institutionalisieren, verändern sich eben dadurch, daß sie dies tun. Funktionsparameter gelten dann nicht mehr als selbstverständlich-selbstbezügliche Systemreferenz, sondern werden auf Regeln der Legitimität und Konsensusfindung beziehbar.

Ergebnisse der Verwendungsforschung in der Sozialwissenschaft, die die Anwendungsbezüge wissenschaftlichen Wissens in der Praxis untersucht haben, kommen zu einer ähnlichen Sichtweise: Das implementierte Wissen trägt nicht dazu bei, daß Handlungsziele methodisch effizienter bewältigt werden. Es trägt vielmehr dazu bei, daß die Akteure neue Perspektiven gewinnen, Handlungsziele in Frage stellen, erfahren, daß die Welt so und auch anders sein könnte – insgesamt also wird das Komplexitäts- und Kontingenzbewußtsein gesteigert, nicht abgebaut. Meine eigenen Untersuchungen über die Implementation quasi-autopoietischer Systeme im Bereich der industriellen Fertigung bestätigen das: Die Computerisierung und Informatisierung gestaltet die Produktion nicht rationaler im Sinne eines vorgegebenen Funktionsmaßstabs, sondern anders: Erforderlich wird ein neues Wissen, das tradierte Kenntnisse verdrängt. Die Computersimulation von Produktionsprozessen bildet diese nicht ab, sondern interpretiert sie und konstruiert sie neu. Es ist nicht richtig, wie Luhmann behauptet, daß Technik Individuen marginalisiert, sondern neue Technologien bleiben in ihrer Funktionsfähigkeit von Erfahrungswissen und Kompetenzen abhängig – und damit von Akteuren, auch wenn deren Identität sich wandelt.

(b) Luhmann konzidiert die Perspektivität und Differenz, die Selbst- und Fremdreferenz des Beobachtungswissens (der Steuerung und Kontrolle von Handlungen). Die blinden Flecken des Beobachters sollen daher durch den Metabeobachter aufgedeckt werden. Jedoch: Die Übereinstimmung des Metabeobachters könnte nur der dritte Beobachter beobachten, dessen Beobachtung wiederum mit neuen Differenzen, Kontingenzen und eige-

ner Selbst- und Fremdreferenz aufwartet. Es gibt kein Argument dafür, warum an irgendeiner Stelle der Beobachtungskette ein von blinden Flecken freies Beobachtungswissen erreicht wird. Dies kann auch die Systemtheorie nicht widerspruchsfrei für sich beanspruchen. Zusammenfassend: Die funktionalistische und operationalistische Deutung von Wissen als Funktionsmodus einer Systemreferenz depotenziert das Wissen und diskreditiert seinen Kandidatenstatus für eine Theorie der Autopoiesis.

## Ausblick

Meine letzte These lautet: Eine wissenssoziologische Analyse im Sinne Meads kann zu einer Theorie der Selbstorganisation beitragen, die die diskutierten Defizite des Konstruktivismus und der Systemtheorie überwindet.

Aus den Einwänden, die ich vorgetragen habe, möchte ich abschließend einige Anforderungen für eine soziologische Theorie der Selbstorganisation ableiten. Eine soziologische Theorie der Selbstorganisation muß vor allem die Struktur der Reflexivität verständlich machen können, aufgrund derer die Selbstorganisation der sozialen Welt erfolgt. Dazu ist der Begriff eines Agens erforderlich, welches sich reflektiert und sich in seinen Aktionen von seiner Umwelt unterscheidet – mit anderen Worten: welches von sich selbst weiß.<sup>16</sup> Der Gegenstand einer solchen Analyse sind Akteure bzw. die subjektiven Wissensgehalte, die deren Selbstverständnis und deren Selbstdeutung ausmachen – und aufgrund deren die Akteure sich die Organisation ihres Lebens zuschreiben. Ohne einen Begriff von sozialen Akteuren, die sich selbst reflektieren, bezeichnen und identifizieren, ist meines Erachtens eine Theorie der Selbstorganisation der sozialen Welt nicht möglich. Dennoch reicht diese Perspektive der Analyse nicht aus; denn das Wissen, welches die unmittelbar handelnden Individuen verwenden, um sich und ihre Welt zu identifizieren, weist über diese hinaus auf einen übergreifenden gesellschaftlichen und historischen Organisationszusammenhang, innerhalb dessen die Akteure »ihre Stellung« beziehen. Um diesen Gedanken etwas zu

16 In diesem Zusammenhang heißt es in der Systemtheorie etwas unklar: Beobachtungen aufgrund einer »difference that makes the difference«.

plausibilisieren, möchte ich darauf hinweisen, daß die Orientierungsmuster, die die Bestände gesellschaftlichen Wissens ausmachen, sich wandeln, ohne daß dieser Bedeutungswandel sich auf die intentionalen Akte der Akteure zurückführen ließe. Daraus folgt, daß eine soziologische Theorie der Selbstorganisation ebenfalls die objektiven Bedeutungsgehalte und Bestände des gesellschaftlichen Wissens analysieren muß, welche als akteurstranszendente Strukturvorgaben die Genese der akteurspezifischen Selbstdeutungspotentiale anleiten und regulieren, die Legitimität der gesellschaftlichen Selbstorganisation sowohl ermöglichen als auch restringieren. Mead hat diesen Prozeß der Herausbildung der emergenten Strukturen der sozialen Welt aufgrund der Genese bedeutungsidentischer Symbole auf den Ebenen der objektiven, intersubjektiven und individuellen Weltkonstitution untersucht. Daraus folgere ich für eine soziologische Theorie der Selbstorganisation, daß sie die symbolisch normierten und institutionalisierten Vorgaben der gesellschaftlichen Organisation, an die gebunden die Akteure ihre Identität erfassen und entwickeln, analysieren muß. Mead hat des weiteren gezeigt, daß in der Moderne Begriffe wie Selbstbewußtsein, Ich-Identität, Rationalität und Universalität dem gesellschaftlichen Wissen angehören und dazu beitragen, die Beobachtung der Gesellschaft durch die in ihr tätigen Akteure und Instanzen zu organisieren. Darüber hinaus hat Mead gerade in der Orientierung der Akteure an dem postkonventionellen ethischen Gehalt dieser Begriffe die Voraussetzungen dafür gesehen, den demokratischen Gehalt gesellschaftlicher Organisationen einzufordern, zu bewahren und zu entwickeln.